

Jürgen Trabant

Linguistischer Reichtum und die vielen Stimmen der Natur

1.

Wie vielfältig und tief Alexander von Humboldt mit der Sprache verbunden war, ist schon mehrfach gezeigt worden¹. Humboldt war unglaublich sprachbegabt, er hatte große Freude an sprachlicher Vielfalt, er spielte mit der Sprache, zum Beispiel in einer hübschen „Sprachlitanei“ (Humboldt 2018: 271) im Tagebuch. Ottmar Ette hat oft auf das mehrsprachige Leben, Lesen und Schreiben hingewiesen². Humboldt hat im *Kosmos* zum Beispiel Literatur aus neun Sprachen zitiert, er hat in mindestens vier Sprachen geschrieben. Er hat sich für die Sprachen der Völker, denen er begegnet ist, in jeder Hinsicht interessiert³. Er hat nicht nur linguistisches Material gesammelt, er hat auch Sprachen wie das Quechua gelernt oder für die geplante Asienreise Persisch studiert (Schwarz/Sundermann 1999). Er hat Sprachwissenschaftliches geschrieben, er war durch die enge Beziehung zu seinem Bruder Wilhelm genau über den Stand der Sprachwissenschaft informiert. Und für deren Geschichte ist er eine der wichtigsten Gestalten überhaupt: Der 3. August 1804, Alexanders Ankunft aus Amerika, ist ein entscheidendes Datum in der Geschichte der Linguistik. Die von der Reise mitgebrachten Grammatiken und Wörterbücher amerikanischer Sprachen setzen die moderne vergleichende Sprachwissenschaft in Gang (Trabant 2005).

Ich möchte im Folgenden einem etwas versteckteren Aspekt des Humboldt'schen Sprachdenkens nachgehen, in einem seiner berühmtesten Texte, in „Das nächtliche Thierleben im Urwalde“ aus den *Ansich-*

1 Vgl. Schmidt 1990, Rousseau 1992, Biermann/Schwarz 1997, Schwarz/Sundermann 1999, Trabant 2005, 2012, 2014, 2016 und 2018.

2 Kürzlich wieder in seinem Vorwort zu Humboldt 2018: VIII–IX.

3 „[...] weil ich mich gerne recht ernsthaft mit der Sprache eines Landes beschäftige, ohne welche man dem Volksleben fremd bleibt“ (Schwarz/Sundermann 1999: 281), Brief von Humboldt an Georg von Cancrin, 10.1.1829.

*ten der Natur*⁴. Dieses erst 1849 in die dritte Auflage der *Ansichten der Natur* als drittes eingefügte kurze Kapitel thematisiert nämlich nicht nur das nächtliche Tierleben, sondern auch die Sprache. Das macht das Kapitel einigermaßen geheimnisvoll, weil sich dadurch die Frage nach seinem inneren Zusammenhang und seinem Gesamtsinn stellt. Die Antwort kann dann möglicherweise etwas zu der Frage beitragen, wieso Humboldt gerade diesen Text 1849 noch seinen *Ansichten* hinzugefügt hat. Die damit zusammenhängende weitere Frage, wieso das Kapitel an dieser Stelle des Buches steht, also nach den „Steppen und Wüsten“ und den „Wasserfällen des Orinoco“, ist am leichtesten zu beantworten: Das Kapitel steht hier, weil es geographisch hierher gehört. Die *Ansichten der Natur* folgen ja Humboldts Reise. Nach den Llanos und dem Kapitel über den großen Fluss kommt nun das Kapitel über den Urwald am großen Fluss, bevor die Reise weitergeht nach Westen zu den Vulkanen und dann über die großen Berge zum Endpunkt, dem Pazifik. Die *Ansichten* enden ja gleichsam mit dem Blick auf den Großen Ozean und mit den beiden berühmten Sätze: „Wir sahen nun zum ersten Male die Südsee“ (466) und „Der Anblick der Südsee hat etwas feierliches für den, welcher einen Theil seiner Bildung und viele Richtungen seiner Wünsche dem Umgange mit einem Gefährten des Capitän Cook verdankte“ (467).

2.

Ich möchte vor allem versuchen, die Frage nach der Kohärenz des Kapitels zu beantworten, mich also seinem inhaltlichen Geheimnis anzunähern, das in der Literatur durch allzu große hermeneutische Sympathie kaum wahrgenommen wird. Es ist natürlich bemerkt worden, dass Humboldt im Kapitel über das „nächtliche Thierleben im Urwalde“ Sprache und Tierstimmen zusammen behandelt (Dassow Walls 2018: 35). Das kurze Kapitel beginnt mit dreieinhalb Seiten (215–218) zum „linguistischen Reichtum“ (215) und geht hinaus auf drei Seiten (223–226) über Tierstimmen, und es endet mit dem wunderbaren Satz: „Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen,

4 Ich zitiere die *Ansichten der Natur* nach der Ausgabe von 2004 (Humboldt 2004a). Auf diese beziehen sich die Seitenangaben im Text.

empfindlichen Gemüthe des Menschen“ (226). Die Deutung liegt also nahe, dass Sprache und Tierstimmen zusammengehören. Das Kapitel wäre gleichsam eine anthropologisch-kosmische Zusammenschau der Sprache des Menschen und der „Sprache“ der Natur.

Diese Antwort auf die Frage nach der inneren Kohärenz des Kapitels vermag aber bei näherer Lektüre nicht zu befriedigen, da sie einige tiefe Differenzen zwischen den beiden Themen meines Titels – „Linguistischer Reichtum und die vielen Stimmen der Natur“ – nicht berücksichtigt. Die beiden Eckteile des Kapitels sind inhaltlich doch sehr verschieden. Die drei Seiten über die Sprachen am Anfang des Kapitels (215–218) behandeln die Tatsache, dass Sprachen, genauer Wortschätze, die Welt differenziert gliedern, sie behandeln also, linguistisch gesprochen, semantische Aspekte des Lexikons bekannter Sprachen. Und die drei Seiten über die Tierstimmen am Ende des Kapitels schildern die akustischen Eindrücke vom nächtlichen Tierleben (223–225) und enden mit Eindrücken vom mittäglichen Tierleben (225–226) (es geht also am Ende auch gar nicht mehr um das *nächtliche* Tierleben). Vom Reichtum des Wortschatzes in verschiedenen Sprachen ist da jedenfalls nicht mehr die Rede.

Vermittelt der längere Zwischenteil (218–223) zwischen den Sprachseiten und den Tierstimmen-Seiten? Er ist ein Stück Reisebericht. Er handelt von der Reise im Urwald, von den Flüssen und dem im Wald lebenden Jaguar. Dessen Geschrei (220) ist die erste Tierstimme, die genau in der Mitte des Kapitels erklingt. An dieser Stelle (220–221) bezieht sich Humboldt auch auf sein Tagebuch. Es geht dann weiter im Wald, vom Apure zum Orinoco, über das Reisen auf dem Fluss und über die am Fluss lebenden großen Tiere. In diesem Mittelteil vermitteln allenfalls das Wort „Urwald“ und das Geschrei des Jaguars zwischen Anfang und Ende des Kapitels.

Dieses Ende beginnt auf S. 223: Es senkt sich die Nacht über das Ufer des Apure. Es wird dunkel. Es gibt nichts mehr zu sehen, wohl aber viel zu hören. Die Nacht beginnt zunächst ganz ruhig: „Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine“. Nach dem Geschrei des Jaguars ist das die zweite Tierstimme. Auf S. 224 ertönen dann die Tierstimmen wie eine Explosion: „Nach 11 Uhr entstand ein solcher Lärm im nahen Walde, dass man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten musste. Wildes Thier-

geschrei durchtobte die Forst“ (224). Wie Humboldt die Tierstimmen beschreibt, muss man einfach gehört haben:

Es waren das einförmig jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winselnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen [...], das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers, und einer Schaar von Papageien, Parraquas (Ortaliden) und anderer fasanenartiger Vögel. (224)

Hinzu kommt das Bellen und Heulen des Hundes. Nach der Darstellung des Lärmens im Walde schließt das Kapitel – mit einem erneuten Verweis Humboldts auf sein Tagebuch⁵ – mit der Schilderung der mittäglichen Stille:

Mit den Naturszenen, die ich hier schildere und die sich oft für uns wiederholten, contrastirt wundersam die Stille, welche unter den Tropen an einem ungewöhnlich heißen Tage in der Mittagstunde herrscht. (225)

Die geschilderte Stille ist aber gar keine. Denn:

Aber lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die uns zukommen, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Sumsen der Insecten, dem Boden nahe und in den unteren Schichten des Luftkreises. (226)

Überall also „regt sich hörbar das Leben“ (226). Und dann schließt er mit dem schönen schon zitierten Satz von den vielen Stimmen der Natur: „Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen“ (226). Wie hängt nun diese Passage über die Tierstimmen zusammen mit der Passage über die Sprache am Anfang des Kapitels? Ich gebe vier Antworten:

2.1.

Eine erste Antwort wäre: Überhaupt nicht. Es ist einfach eine zufällige Koinzidenz zweier Themen, die darauf zurückzuführen ist, dass die beiden Themen – Sprache und Tierstimmen – im Tagebuch der amerikanischen Reise hintereinanderstehen, auf das Humboldt sich in der Mitte des Kapitels bezieht:

⁵ Vgl. die Stelle im Tagebuch TB IV, Bl. 49v (Humboldt 2000: 271).

Die deutschen Tagebücher, welchen ich dies entnehme, sind in der französisch von mir publizierten Reisebeschreibung nicht ganz erschöpft worden. Sie enthalten eine umständliche Schilderung des nächtlichen Thierlebens, ich könnte sagen der nächtlichen Thierstimmen, im Walde der Tropenländer. Ich halte diese Schilderung für vorzugsweise geeignet, einem Buch anzugehören, das den Titel Ansichten der Natur führt. (220–221)

Humboldt trägt etwas aus dem Tagebuch nach, das er noch nicht publiziert hat. Und dort stehen in der Tat die beiden Themen, Sprache und Tierstimmen, an derselben Stelle. Die Tagebuch-Eintragung auf (TB IV, Bl. 22r) sagt zunächst etwas über die Vielfalt der indianischen Sprachen, und dann folgt eine Passage über den Krach im Urwald⁶. Also erstens:

Jeder Stamm hat eigene Sprache. Guamos versichern, daß sie fast kein Wort im Gespräch mit Yaruro, Otomaco ... verstehen. Cub nennen Guamos, Tuna die Chaimas das Wasser. Ob gleich bei fehlender Kommunikation die Sprachen sich nicht mischen, doch fast unbegreiflich, daß wir alle Meilen weit Nazionen (von 70–200! Individuen) finden, die jede andere Sprache (Sprache nicht Dialekt) sprechen.

Humboldt drückt seine Verwunderung über die vielen Sprachen für kleine Gruppen aus. Und er stellt sich die Frage, ob diese irgendwie miteinander verbunden sind. Am Rand des Blatts fügt er eine ziemlich negative Beurteilung der Sitten der soeben erwähnten und anderer Stämme an. Dann folgt auf derselben Seite, in der Mitte, ohne jeglichen Übergang, die Passage über den Lärm im Wald, die sich auch noch auf das nächste Blatt (23r) erstreckt:

Nachts am Ufer auf playa zugebracht [...] Aber kaum trat dort die Ilte Stunde ein, so erhob sich im Dickicht des Waldes [...] ein Lermen, das uns ebenso am Schlaf hinderte, als ein Hochzeittanz im Wirtshause.

Der Lärm ist hier zwar etwas anders dargestellt, aber das Buchkapitel folgt doch im Wesentlichen der Tagebuch-Aufzeichnung. Es ist klar, dass im Tagebuch diese Dualität – Sprachen der Menschen, Lärmen der Tiere – eine ganz zufällige Koinzidenz ist, die einfach dem Ablauf der Reise und des Erlebnisses geschuldet ist. Die beiden Themen haben nichts miteinander zu tun. Der Blick ins Tagebuch zerstört also die Hoffnung, einen inhaltlichen Zusammenhang zwischen den Überlegun-

⁶ Ich folge der Transkription von TB IV, Bl. 22r-23r in Humboldt 2000: 245, vgl. auch Humboldt 2018: 152–154.

gen über die Sprachen und die Tierstimmen im Kapitel der *Ansichten* zu sehen.

2.2.

Aber das ist natürlich eine höchst unbefriedigende Deutung. Ich versuche es daher noch einmal – hermeneutisch-sympathetisch. Humboldt hat – wie wir jetzt – in seinem Tagebuch gelesen. Sprachen und Tierstimmen erscheinen dort zusammen. Offensichtlich hat ihn diese zufällige Koinzidenz von Vielfalt der Sprachen und Vielfalt der Tierstimmen auf einer Seite seines Tagebuchs dazu inspiriert, einen inhaltlichen Zusammenhang zu stiften. Allerdings wird die Parallele des Tagebuchs im Buchkapitel völlig anders aufgegriffen. Hier stehen Sprache und Tierstimmen in einem ganz anderen Verhältnis zueinander. Die Seiten über den „linguistischen Reichtum“ im Buchkapitel haben mit der Vielfalt der indianischen Sprachen aus dem Tagebuch überhaupt nichts zu tun. Mit dem „linguistischen Reichtum“ meint Humboldt nämlich nicht die Vielfalt der Sprachen, sondern die Tatsache, dass Sprachen je nach den Lebensumständen ihrer Sprecher differenziert strukturierte Lexika haben, also ihren *inneren* Reichtum. Was Franz Boas später berühmterweise über die Inuit sagen wird, nämlich, dass sie ein sehr differenziertes Vokabular für Schnee haben, weil ihre Lebenswelt ihnen diese Differenzierung nahelegt, das sagt Humboldt schon hier von den vielen Wörtern der Perser und Araber für Wüsten und Steppen. In den Zusätzen (226–227) führt er diese Wörter auf. Gleichzeitig beklagt er, dass der Sprachwandel die Lexik verändert, dass er lexikalische Unterscheidungen abschleift. Je reicher aber ein Wortschatz ist, desto präziser kann man die Natur bezeichnen. Und als Beispiel für präzise Bezeichnungsmöglichkeiten fügt er eine Liste spanischer Wörter für die „Physiognomik der Gebirgsmassen“ in den Erläuterungen und Zusätzen an:

Pico, picacho, mogote, cucurucho, espigon, loma tendida, mesa, panecillo, farallon, tablon, Peña, peñon, peñasco, peñolera, roca partida, laxa, cerro, sierra, serrania, cordillera, monte, montaña, montañuela, cadena de montes, los altos, malpais, reventazon, bufa etc. (227)

Und damit kommt Humboldt auf das eigentliche Motiv seiner Sprachthematisierung. Es geht um die Frage des „Naturgemäldes“, das heißt der

Darstellung der Natur durch die Sprache, die ihn ja von Anfang an in den *Ansichten der Natur* beschäftigt, wo er schreibt:

Diese ästhetische Behandlung naturhistorischer Gegenstände hat, trotz der herrlichen Kraft und der Biegsamkeit unserer vaterländischen Sprache, große Schwierigkeiten der Composition. Reichthum der Natur veranlaßt Anhäufung einzelner Bilder, und Anhäufung stört die Ruhe und den Totaleindruck des Gemäldes. Das Gefühl und die Phantasie ansprechend, artet der Styl leicht in eine dichterische Prosa aus. (7)

Humboldt führt hier nun seine Meta-Überlegungen zu Sprache, Composition und Stil vom Anfang der *Ansichten* weiter. Naturbeschreibung greift auf die Vielfalt der Wörter für Äußeres und Inneres zurück. „Große Naturgegenstände“ sollen, wie Humboldt schreibt, ästhetisch behandelt werden. Und dazu braucht der Schriftsteller eine angemessene und präzise Sprache. So ist der Urwald das Hauptthema des Kapitels. Das Wort *Urwald* bedarf aber in einer wissenschaftlich-ästhetischen Darstellung einer semantischen Klarstellung. „Urwald“ ist nicht irgendein von den Menschen noch nicht betretener Wald, sondern ein bestimmter undurchdringlicher Wald. Das Wort passt genau auf die von Humboldt im Folgenden behandelte „unermessliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die mit einander verbundenen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonasflusses füllt“ (216–217).

Wie wichtig die genaue Kenntnis der Semantik für die Wissenschaft ist, zeigt ein spanisches Wort, *monte*, das „Berg“ und „Wald“ bedeutet. *Monte* ist von einem englischen Kartographen fälschlicherweise als „Berg“ interpretiert wurde. Der Engländer hatte auf einer spanischen Karte das Wort *monte* gelesen und daraufhin auf seiner Karte ganz Zentralsüdamerika mit Bergen versehen. Die Unkenntnis der Bedeutung des spanischen Wortes *monte* durch den englischen Kartographen führt zu einem gravierenden wissenschaftlichen Irrtum.

Die Sprachen der Menschen werden als Gestalterinnen der Welt gerühmt. Ihre innere Vielfalt und Präzision, eben ihr „linguistischer Reichtum“, ist Bedingung für die ästhetische Darstellung der Natur. Man muss achthaben, die Wörter richtig zu verwenden und zu verstehen, und so das Wort *Urwald* nicht auf irgendeinen Wald beziehen, sondern auf einen, wie Humboldt ihn darstellen wird. Die Seiten über die Sprache sind also eindeutig eine methodologische Überlegung zur Semantik der Beschreibungssprache.

Haben nun diese sprachtheoretischen Überlegungen etwas mit den Ausführungen über Tierstimmen zu tun? Meine Antwort ist noch einmal: Nein. Sie führen einfach nur, zusammen mit einer semantischen Präzisierung, in das Stück Welt ein, das dann sprachlich gemalt wird: den Urwald.

2.3.

Oder haben sie doch etwas sehr Tiefes miteinander zu tun? Ich versuche also eine dritte Antwort auf meine Frage nach dem inneren Zusammenhang des Kapitels. Wenn man den „linguistischen Reichtum“ nun doch mit den „Stimmen des Lebens“ zusammen denken will, dann geht es in diesem Kapitel um die *Differenz* – nicht um die Identität – von Menschensprachen und den Stimmen der Natur.

Die Sprache des Menschen dient, das zeigt Humboldt eindringlich, der differenzierten semantischen Artikulation der Welt. Menschensprache ist vorrangig Weltgestaltung, Gliederung der Welt – oder mit den Worten des Bruders Wilhelm: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken“ (W. von Humboldt 1903–1936, VII: 53), welches verschiedene „Welt-Ansichten“ in den verschiedenen Sprachen generiert. Dagegen ganz anders die Stimmen der Tiere. Die Tierstimmen haben eine völlig andere Funktion als die Sprache der Menschen: Sie bilden keine Gedanken, sondern sie manifestieren affektive Zustände durch Laute. Sie kommunizieren Drohung, sie drücken Angst aus, sie warnen. Humboldt fragt zunächst seine Begleiter, warum die Tiere so lärmen, er fragt nach dem „Sinn“ der Lautäußerungen⁷. Die Indianer geben eine optimistische Deutung: „die Thiere freuen sich der schönen Mondhelle, sie feiern den Vollmond“ (224). Humboldt hält dagegen: „Mir schien die Scene ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigernd entwickelnder Thierkampf“ (224), und er zeigt den Kampf: „Der Jaguar verfolgt das Nabelschwein [...]“. Der jeweils zugesprochene Sinn unterscheidet sich je nach Verstehendem fundamental. Die Laute der Tiere teilen die Welt nicht in semantische Einheiten ein, sie haben keine Darstellungsfunktion, sondern sind – mit Karl Bühler (Bühler 1934)

⁷ Ich unterscheide zwischen „Bedeutung“ und „Sinn“. „Sinn“ ist der Inhalt von Äußerungen, „Bedeutung“ der Inhalt von lexikalischen und morphologischen Einheiten.

gesprochen – ganz Kundgabe und Appell. Der Inhalt der Lautäußerungen ist nicht semantisch, Weltbezug, sondern ganz pragmatisch, mit wenigen expressiven und appellativen Funktionen („Freude“, „Kampf“). Die Tiere *jammern, heulen, winseln, flöten, schnarren, murren, schreien, bellen*. Hier noch einmal das Zitat mit den tierischen Lautproduktionen:

Es waren das einförmig jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winselnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen [...], das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers, und einer Schaar von Papageien, Parraquas (Ortäliden) und anderer fasanenartiger Vögel. (224)

Die Ausdrücke beziehen sich auf die materielle Form der Töne und evozieren allenfalls deren affektiven Gehalt. Hinzu kommen noch das *Schnarchen* der Delphine (223) und das *Schwirren* und *Sumsen* der Insekten auf S. 226.

Die Tierstimmen haben keine semantisch-kognitive Funktion wie die Wörter der Menschen. Diese Opposition wird noch dadurch verstärkt, dass Humboldt die Wörter, über die er am Anfang des Kapitels schreibt, nur als semantische, inhaltliche Größen thematisiert, nicht als phonetische, so dass das Geistige des Menschen sich deutlich gegen das Lautliche der Tiere abhebt. Humboldt spricht nicht von einer „Sprache“ der Tiere, sondern nur von ihren „Stimmen“. Meine dritte Antwort besagt also, dass, wenn eine Beziehung zwischen Anfang und Ende des Kapitels besteht, es die der Komplementarität ist: Hier der Mensch und sein kreativer semantischer Reichtum, dort die Natur und die materielle Vielfalt ihrer Laute, hier die Sprache, dort die Stimmen.

2.4.

Aber vermittelt Humboldt nicht doch, trotz dieser tiefen Differenz, in den letzten Sätzen des Kapitels zwischen der Sprache der Menschen und den Stimmen der Tiere? Die gängige Metapher von der „Sprache“ der Tiere legt bei der Lektüre des Kapitels ja geradezu insistent eine solche Verbindung nahe. Diese sich gleichsam aufdrängende Intuition einer anthropologisch-kosmischen Sprachlichkeit deutet Humboldt aber nur an, und zwar auf höchst subtile Weise. Daher eine vierte Antwort auf die Frage nach der Kohärenz des Kapitels.

Das „nächtliche Thierleben“ endet mit einem Absatz über die Stille am Mittag, die mit dem Lärm der Nacht kontrastiert. In dieser Stille „lauscht“ der Mensch und „vernimmt“ die „Stimmen der Natur“:

Aber *lauscht* man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die uns zukommen, so *vernimmt* man ein Schwirren und Sumsen der Insecten, dem Boden nahe und in den unteren Schichten des Luftkreises. Alles *verkündet* eine Welt thätiger, organischer Kräfte. In jedem Strauche, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymenoptern bewohnten aufgelockerten Erde regt sich *hörbar* das Leben. Es ist wie eine der vielen *Stimmen* der Natur, *vernehmbar* dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen. (226, meine Hervorhebung)

Die Natur „verkündet“ etwas. Das Lauschen auf diese Verkündigung der Natur ist fast wie das Vernehmen (und Verstehen) einer Sprache. Der Mensch lauscht der Natur etwas ab, gibt den Stimmen Sinn, er lädt sie „vernehmend“ quasi semantisch auf, in einer noch vorsprachlichen Sinngebung. Es liegt in diesem Zusammenhang nahe, daran zu erinnern, dass im Deutschen die „Vernunft“ etymologisch auf dem „Vernehmen“ gründet. Das fromme, empfängliche Gemüt ist auf dem Weg zur Sprache. Das Lauschen auf die Natur ist Teil jenes „Naturgefühls“, welches Humboldt am Anfang des Kapitels aufruft und das die Sprache des Menschen durch „scharf bezeichnende Wörter“ (215) bereichert und die Rede des Menschen durch semantische Präzisierungen „belebt“:

Der Menschen Rede wird durch alles belebt, was auf Naturwahrheit hindeutet: sei es in der Schilderung der von der Außenwelt empfangenen sinnlichen Eindrücke, oder des tief bewegten Gedanken und innerer Gefühle. (216)

Das Lauschen des frommen, empfänglichen Gemüts des Menschen auf das „hörbare Leben“ ist also eine Bedingung für die ästhetische Behandlung der Natur mittels der Sprache: Die Natur kommt dem Menschen entgegen. Dieses Entgegenkommende setzt das Denken in Gang. Das Lauschen auf die Stimmen der Natur, das *ob-audire*, das „Entgegen-Hören“ des Menschen, belebt jenes „Organ“, das – wie Wilhelm von Humboldt sagt – den Gedanken bildet: die Sprache⁸. So hängt – über erhebliche Differenzen hinweg und über die bloß metaphorische

⁸ Hier besteht eine tiefe Verbindung Humboldts zu Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (Herder 1978). Herder siedelt den Sprachursprung in einem Hören des Menschen auf die Stimme der Natur an.

Parallelität von „Sprache“ der Menschen und der Tiere hinaus – der „linguistische Reichtum“, die semantische Vielfalt der Sprache, doch aufs innigste zusammen mit den „vielen Stimmen der Natur“. Die Sprache ist tatsächlich das tiefe Band, welches das dritte Kapitel der *Ansichten der Natur* zusammenhält

3.

Damit kann ich eine Antwort auf die zweite meiner anfänglichen Fragen versuchen, nämlich warum Alexander das Kapitel über das „nächtliche Thierleben“ in die dritte Auflage seiner *Ansichten* einfügt. Humboldt bemerkt bei der Lektüre des Tagebuchs 1849, fast fünfzig Jahre nach dem 1. April 1801, dass etwas fehlt. Nach dem primär „geognostischen Anblick“ (182) des Orinoco im zweiten Kapitel fehlen offensichtlich die Eindrücke von den Begegnungen mit den Tieren am Fluss. Humboldt bemerkt, dass Tagebuchaufzeichnungen „auf mehr Lebensfrische Anspruch machen als der Nachklang späterer Erinnerung“ (221). Der Rückgriff auf die Tagebücher erlaubt also eine Auffrischung der Absicht der *Ansichten der Natur*, nämlich der „Erneuerung des Genusses, welchen die unmittelbare Ansicht der Tropenländer dem fühlenden Menschen gewährt“ (7). Humboldt will aus der „unmittelbaren Ansicht“ – aus der Autopsie – möglichst viel lebendig in das „Naturgemälde“ übertragen. Der Bericht über die Tiere macht den großen Fluss „lebensfrisch“.

Darüber hinaus erweitert das Kapitel die sinnliche Erfahrung um ein wichtiges Moment. Von Anfang an bemerkt der Schriftsteller Humboldt bei aller Begeisterung für die „vaterländische Sprache“, dass er den „Reichthum der Natur“ (7), also auch die Simultaneität der sinnlichen Eindrücke, mit der Sprache nicht vollkommen wiedergeben kann, so dass es zu den beklagten „Schwierigkeiten der Composition“ und zur „Ausartung des Styls“ (7) kommen kann. Die Grenzen der sprachlichen Darstellung sind ihm durchaus schmerzlich bewusst und wären letztlich nur durch Bilder zu überschreiten: „Bei allem Reichthum und aller Biegsamkeit unserer vaterländischen Sprache, ist es doch ein schwieriges Unternehmen, mit Worten zu bezeichnen, was eigentlich nur der nachahmenden Kunst des Malers darzustellen geziemt“ (251). Von den

darzustellenden sinnlichen Erfahrungen stehen die visuellen Eindrücke, die „unmittelbaren Ansichten“, eindeutig im Vordergrund. Denn: „Das Auge ist das Organ der Weltanschauung“ (Humboldt 2004b: 40). Nun aber stellt er fest: „Sie [die deutschen Tagebücher] enthalten eine umständliche Schilderung des nächtlichen Thierlebens, ich könnte sagen der nächtlichen Thierstimmen, im Walde der Tropenländer“ (220). Durch die Lektüre seiner Aufzeichnungen bemerkt Humboldt offensichtlich, dass in den *Ansichten* bisher das Hören nicht ausführlich genug thematisiert worden ist. Die Stimmen des Waldes verlangen also einen „Nachklang“. Er hat zwar durchaus immer wieder lautliche Manifestationen des Lebens im Verlaufe des Buches erwähnt, so zum Beispiel, fast am Ende des ersten Kapitels: „Berge und Wälder hallen wider vom Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguars, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen“ (35). Natürlich ist bei den Wasserfällen auch deren „Getöse“ erwähnt (187) sowie auch das „klagende Geschrei“ von Affen (189). Und am Anfang der „Physiognomik der Gewächse“:

Überall, selbst nahe an den beeisten Polen, ertönt die Luft von dem Gesang der Vögel wie von dem Summen schwirrender Insecten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen, ätherisch-reinen sind belebt. (237)

Gerade dieser akustische Eindruck der Natur beweist „tief und mächtig [...] die allverbreitete Fülle des Lebens“ (237). Die Lektüre des Tagebuchs ruft nun vor allem Gehörtes, die Tierstimmen, machtvoll und eindringlich in Erinnerung. Es ist ja Nacht im Urwalde, es gibt nichts zu sehen, aber vieles zu hören. Die „unmittelbare Ansicht“ – die Autopsie – weicht hier der unmittelbaren „Anhörnung“, der Autakusie. Humboldt geht es daher bei der „Erneuerung des Genusses“ (7) des sinnlichen Eindrucks offensichtlich um die Erneuerung der akustischen Erfahrung. Der „Nachklang“ ist wirklich Nachklang eines „Klangs“.

„Das nächtliche Thierleben im Urwalde“ ist das Kapitel über das Hören, über das Vernehmen, über das Lauschen auf die Natur, auf die „vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen“. Es ist die Übertragung der Autakusie in den „Totaleindruck des Gemäldes“ (7), die akroamatische Erfüllung der *Ansichten*. Es ist die Ergänzung des Natur-Gemäldes durch ein Natur-Notturno: durch eine kleine Nacht-Musik.

Literaturverzeichnis

- Biermann, Kurt-Reinhard/Schwarz, Ingo (1997): „Der polyglotte Alexander von Humboldt“. In: *Mitteilungen. Alexander von Humboldt-Stiftung*, 69, S. 39–44.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Dassow Walls, Laura (2018): „Ansichten der Natur“. In: Ette, Ottmar (Hg.): *Alexander von Humboldt-Handbuch*. Stuttgart: Metzler, S. 31–39.
- Herder, Johann Gottfried (1978) [1772]: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Hg. von Wolfgang Proß. München: Hanser.
- Humboldt, Alexander von (2000): *Reise durch Venezuela. Auswahl aus den amerikanischen Reisetagebüchern*. Hg. von Margot Faak. Berlin: Akademie Verlag (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 12).
- (2004a) [1849]: *Ansichten der Natur*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- (2004b) [1845–1862]: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. Hg. von Ottmar Ette, Oliver Lubrich. Frankfurt am Main: Eichborn.
- (2018): *Das Buch der Begegnungen. Menschen – Kulturen – Geschichten aus den amerikanischen Reisetagebüchern*. Hg. von Ottmar Ette. München: Manesse.
- Humboldt, Wilhelm von (1903–1936): *Gesammelte Schriften*. Hg. von Albert Leitzmann u.a. 17 Bde. Berlin: Behr (Nachdruck Berlin: de Gruyter 1968).
- Rousseau, Jean (1992): „Alexandre de Humboldt et les langues indiennes“. In: Duchet, Michèle (Hg.): *L'inscription des langues dans les relations de voyage (XVI^e-XVIII^e siècles)*. *Cahiers de Fontenay*, 65/66, S. 13–38.
- Schmidt, Hartmut (1990): „Alexander von Humboldt. Sprache und Sprachwissenschaft mit den Augen des Naturforschers“. In: Niederehe, Hans-Josef/Koerner, Konrad (Hg.): *History and Historiography of Linguistics*. Amsterdam: Benjamins, S. 605–618.
- Schwarz, Ingo/Sundermann, Werner (1999): „Alexander von Humboldts persische und russische Wortsammlungen“. In: *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Berichte und Abhandlungen*, 6. Berlin: Akademie Verlag, S. 219–328.
- Trabant, Jürgen (2005): „Ansichten der Sprache: Alexander von Humboldt und die amerikanischen Sprachen“. In: D'Aprile, Iwan/Disselkamp, Martin/Sedlarz, Claudia (Hg.): *Tableau de Berlin*. Hannover-Laatzen: Wehrhahn, S. 157–182.
- (2012): „Alexander von Humboldt über Erdgewalt und Geisteskraft in der Sprache“. In: Messling, Markus/Ette, Ottmar (Hg.): *Wort Macht Stamm. Rassismus und Determinismus in der Philologie (18./19. Jh.)*. München: Fink, S. 137–151.
- (2014): „Les frères Humboldt et les langues“. In: Savoy, Bénédicte/Blankenstein, David (Hg.): *Les frères Humboldt, l'Europe de l'Esprit*. Paris: PSL/Monza, S. 83–95.

- (2016) „Sur la frontière: Note sur Alexander von Humboldt, les langues et la race“. In: Espagne, Michel (Hg.): *La Sociabilité européenne des frères Humboldt*. Paris: Editions Rue d'Ulm: S. 121–129.
- (2018): „Sprachwissenschaft“. In: Ette, Ottmar (Hg.): *Alexander von Humboldt-Handbuch*. Stuttgart: Metzler, S. 153–155.